

TAGBLATT

ONLINE-AUSGABE DER GRÖSSTEN OSTSCHWEIZER TAGESZEITUNG

www.tagblatt.ch

Mittwoch, 11. Oktober 2006

«Wir sind Glücks-Amateure»

Wir arbeiten von früh bis spät, jahrein, jahraus – in der Hoffnung auf ein glückliches Leben. Am Ende sind wir bloss gestresst. Dass Geld allein nicht glücklich macht, wissen wir zwar. Doch kann mehr Geld nicht auch mehr Glück bedeuten? Ja, sagt der Volkswirtschaftler Mathias Binswanger. Eine Anleitung zum Glücklichsein in unserer Wohlstandsgesellschaft.

Herr Binswanger, als Professor verdienen Sie überdurchschnittlich. Mathias Binswanger: Ich denke schon. Sind Sie glücklicher als der Durchschnitts-Schweizer? Binswanger: Ich habe drei Jahre an meinem Buch über das Glück gearbeitet. Nachdem es nun endlich erschienen ist, bin ich natürlich glücklich. Und sonst? Binswanger: Auch sonst bin ich einigermaßen glücklich. Einigermaßen – was heisst das? Binswanger: Das heisst, dass bei mir nicht permanent «himmelhoch jauchzend» angesagt ist. Mein Glücksempfinden ist wie das der meisten Schweizerinnen und Schweizer auf ein eidgenössisches Mittelmass zurechtgestutzt. Ist Glück nicht in erster Linie eine Mentalitätsfrage? Sie schildern die Schweizer in Ihrem Buch als griesgrämige Zeitgenossen. Binswanger: Wir sind Profis im Geldverdienen, aber Amateure in der Umsetzung des Geldes in Glück und Zufriedenheit. In Sachen Lebensfreude sind wir selbst ein Entwicklungsland und brauchen Menschen aus ärmeren Gegenden der Welt, die uns dabei helfen, etwas Spass am Leben zu haben. Dann sind die Menschen in ärmeren Ländern im Durchschnitt glücklicher als Menschen in reichen Ländern? Binswanger: Nein. Sie verstehen es, mehr Glück aus einem Franken Einkommen herauszuholen als wir. Was nicht heisst, dass sie am Ende auch glücklicher sind. Sehr armen Menschen fehlt es oft am Grundlegenden. Sie leiden Hunger, haben kein Wasser, kein Dach über den Kopf, und das macht nicht glücklich. Worin besteht der Zusammenhang zwischen Geld und Glück? Binswanger: Man muss hier unterscheiden. Studien zeigen, dass die Menschen in reichen Ländern im Schnitt glücklicher sind als in armen. Dies gilt allerdings nur bis zu einem durchschnittlichen Einkommen von etwa 20 000 Dollar pro Kopf: Längerfristig angelegte Untersuchungen zeigen auch, dass die Japaner oder Amerikaner in den letzten 60 Jahren nicht glücklicher geworden sind, obwohl sich ihr Bruttosozialprodukt seither vervielfacht hat. Doch umgekehrt gilt: Die reichen Menschen in einem Land wie in der Schweiz sind glücklicher als die armen. Das klingt widersprüchlich. Binswanger: Ist es aber nicht. Die Menschen denken relativ und nicht absolut. Sie sind nicht in jedem Fall zufrieden mit ihrem Leben, wenn sie viel verdienen, eine tolle Familie und ein schönes Haus haben. Wenn viele andere mehr verdienen und ein noch schöneres Haus haben, sind sie dennoch unzufrieden. Kurz, die Menschen wollen nicht absolut reich sein, sondern reicher als die anderen. Das Problem ist aber, dass nicht alle reicher werden können als alle anderen. In Ihrem Buch nennen Sie dies die Status-

Tretmühle (siehe Kasten). Binswanger: Dieses «Immer-mehr-als-andere-Wollen» ist, rein glücksmässig gesehen, ein Nullsummenspiel. Wenn das Land als Ganzes auch reicher wird, so bleibt die Mehrheit trotzdem relativ arm im Vergleich zu den oberen Zehntausend. Damit wären wir bei der ideologiekritischen Kernthese Ihres Buches: Für die Wirtschaft ist Stillstand der Tod, also muss sie stets wachsen; durch Werbung und Massenmedien, die den beruflichen Erfolg als die neue frohe Botschaft des 21. Jahrhunderts verkünden, bringt sie Menschen dazu, mehr zu arbeiten; am Ende ist der sich abrackernde Mensch aber nicht glücklicher, sondern bloss gestresster. Binswanger: Der Mensch lässt sich täuschen. Er glaubt, dass mehr Geld mehr Glück bedeutet – und wird immer wieder enttäuscht. Also arbeitet er noch mehr. Und wird noch gestresster. Dieser Mechanismus wurde schon von Adam Smith beschrieben, dem Vater der Volkswirtschaftslehre, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Wenn der Mensch ein rational handelndes Wesen ist und wenn er Ihr Buch aufmerksam gelesen hat, müsste er zu einem Aussteiger mutieren. Binswanger: Der Mensch ist eben kein ausschliesslich rational handelndes Wesen. Man muss ihm ein gehöriges Mass an Irrationalität zugestehen, wenn man ihn verstehen will. Irgendwie ist er aber auch ein tragisches Wesen: Er versucht glücklich zu sein, schafft es aber nicht. Binswanger: Was Glück ausmacht, ist eine alte philosophische Frage, die sich wohl nie endgültig beantworten lässt. Da der Mensch letztlich nicht weiss, worin es besteht, sucht er es stets bei anderen. Ein Psychiater hat einmal gesagt: Glück ist etwas, das die Lebenden früher bei den Toten vermutet haben; heute vermuten es die Kinder bei den Erwachsenen und die Erwachsenen bei den Kindern. Es ist eine Trivialität, aber deshalb nicht weniger wahr: Glück findet der Mensch doch nur in sich. Binswanger: Sich nicht mit anderen zu vergleichen, das schaffen nur Heilige, Verrückte oder Eremiten. Dem Menschen ist der Drang angeboren, sich mit anderen zu messen und gesellschaftlichen Status zu erlangen. Es hat keinen Sinn, seine Natur ändern zu wollen. Wir müssen vielmehr versuchen, die Welt so zu organisieren, dass möglichst viele Menschen möglichst viel Status haben. Es ist besser, ein grosser Frosch in einem kleinen Teich zu sein als ein kleiner Frosch in einem grossen Teich. Die Tendenz ist heute eine andere: Alles wird verglichen, Universitäten, Zahnbürsten, Autos. Binswanger: Das ist der sichere Weg ins Unglück. Der am besten verdienende Manager in der Schweiz, der nicht nur alles zum Leben Notwendige, sondern allen möglichen Luxus und Status hat, ist dennoch unzufrieden. Warum? Weil Manager in den USA noch mehr verdienen als er. Ist das ein Plädoyer wider die Globalisierung? Binswanger: Das Motto «Think global, act local» ist für die Mehrzahl der Menschen nicht gut. Wir müssen wieder vermehrt «local» denken: lieber ein «local hero» als ein «global loser». Sie scheinen sich an diese Devise zu halten: Sie sind Professor an der Fachhochschule in der Nordwestschweiz, einer Hochschule mit regionaler Ausstrahlung. Binswanger: Ich fühle mich gut so. Ist der wahre Luxus in westlichen Gesellschaften nicht ohnehin die Zeit – und längst nicht mehr das Geld? Binswanger: Es geht um den richtigen Mix zwischen Geld und Zeit. Zu viel Zeit ist für viele Menschen auch ein Problem. Der amerikanische Ökonom John Maynard Keynes hat dies bereits in den 1930er-Jahren erkannt. Wenn erst einmal allgemeiner Wohlstand herrsche, so schrieb er, «wird der Mensch zum ersten Mal seit seiner Erschaffung mit seinem wirklichen, seinem ständigen Problem konfrontiert werden – wie soll er seine Freizeit ausfüllen, um vernünftig und angenehm zu leben?» Zu viel Zeit überfordert den heutigen Menschen, weil er nicht weiss, was er damit anfangen soll. Wie soll er das ändern? Binswanger: Indem wir wieder lernen, was Lebenskunst ausmacht. Das immense Wissen, das Philosophen, Psychologen und Theologen im Laufe der Jahrhunderte angehäuft haben, wird uns heute überhaupt nicht vermittelt. Das könnte zur Folge haben, dass viele Menschen ihr Glück nicht mehr in der Arbeit suchen. . . Binswanger: . . . das glaube ich nicht. Es spielt hier das so genannte Gefangenen-Dilemma. Gehen Sie von einer Gruppe Menschen aus, die gestresst sind und sich danach sehnen, weniger zu arbeiten. Niemand wird den ersten Schritt wagen – weil er relativ zu den anderen

als Faulenzer dastehen wird. Und umgekehrt würden die anderen davon profitieren, weil sich ihre Chance erhöht, Karriere zu machen. Damit die Menschen aus solchen Mechanismen ausbrechen können, braucht es verbindliche Bestimmungen. Man kann die Menschen nicht zum Glück zwingen. Binswanger: Man kann aber die Rahmenbedingungen so ändern, dass es für sie leichter ist, ein glückliches Leben zu führen. Ständig mehr Effizienz, Wettbewerbsfähigkeit oder Innovationen anzustreben, macht ökonomisch nur Sinn, wenn es letztlich etwas zum Glück der Menschen beiträgt. Das sollte auch die Politik bedenken. Der Staat muss den Bürger gegen dessen Willen zu seinem Glück erziehen? Binswanger: Das tut er häufig – beispielsweise mit der obligatorischen Pensionskasse. Der Staat zwingt die Bürger, für ihr Alter vorzusorgen. Er tut dies mit gutem Grund. Der Mensch ist nicht immer so rational, dass er sich bereits heute darüber Gedanken macht, was in dreissig Jahren sein wird. Das klingt nicht eben liberal. Binswanger: Es ist vielleicht nicht liberal, aber es kommt den meisten Menschen zugute. Abgesehen davon werden sie dadurch nicht davon befreit, sich eigene Beschränkungen aufzuerlegen. Die Menschen müssen sich vor sich selbst schützen, indem sie zum Beispiel – wie ich – freiwillig auf den Fernsehkonsum verzichten. Zum Schluss: Was sind Ihre drei Tipps für ein glückliches Leben? Binswanger: Erstens: Wir müssen uns sinnvoll einschränken, um für die Dinge Zeit zu haben, die uns Freude bereiten. Zweitens: Wir müssen die Multioptionsgesellschaft klug nutzen. Die modernen Informationstechnologien etwa, die uns zur Verfügung stehen, können unser Leben massiv erleichtern. Dank Telearbeit erlauben sie uns eine individuelle Gestaltung der Arbeitszeit und geben uns dadurch Zeit-Souveränität zurück. Und drittens? Binswanger: Die Wahl des richtigen Teichs. Es ist nicht so, dass jeder alles erreichen kann, wie uns die Massenmedien immer wieder suggerieren. Für einen Mann, der nur 1,60 Meter Grösse hat, ist es besser, Jockey zu werden, als eine Basketball-Karriere anzustreben.

Interview: René Scheu

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen.

Copyright © St.Galler Tagblatt

Eine Publikation der Tagblatt Medien